

Die Kärntner Wulfenie.

Von J. Podhorsky, Morzg bei Salzburg.

Vor kurzem waren es 150 Jahre, daß der berühmte Botaniker Franz Xaver Wulfen, ein Kärntner (1728 bis 1805), auf einigen wenigen Almen in der nächsten Umgebung des Gartnerkofels in den Karnischen Alpen eine Pflanze entdeckte, die bis dahin in der wissenschaftlichen Welt gänzlich unbekannt war und auch nachher in ganz Europa, ja auf der ganzen Erde bis vor rund 30 Jahren nirgends sonstwo wieder gefunden wurde. Erst 1903 ward sie auch auf der Sekirica Planina in Montenegro festgestellt; immerhin äußerst seltene Vorkommen, wie wir sie von nur ganz wenigen anderen Pflanzenarten kennen. Denn auch ihre allernächsten Verwandten finden sich erst, und zwar ebenfalls nur ganz zerstreut und selten, in Albanien und im fernen Vorder- und Mittelasien.

Wulfenia carinthiaca, wie dieser vielleicht berühmteste Endemismus der Alpen von *Jacquin* getauft wurde, ist seither die Nationalpflanze der Kärntner und ihr ursprünglicher ortsüblicher Name „Hundszunge“ oder „Feniat“ ist heute bereits in Vergessenheit geraten; nur die Bezeichnung „Kühtritt“ hat sich im Volke noch erhalten und diese ist auch am charakteristischsten für sie; der Bauer will damit ja nichts mehr und nichts weniger besagen, als daß ihm dieser „Nationalstolz“ seines eigenen Landes ein Dorn im „almwirtschaftlichen Auge“ ist, weil er seinem Almvieh, den Kühen, das Gras wegnimmt und nur dazu da ist, von den Kühen vertreten zu werden. Doch hievon später! Zunächst etwas von dieser eigentümlichen Pflanze selbst, die ja auch in Laienkreisen seit ihrem Bekanntwerden die größte Bewunderung und das lebhafteste Interesse hervorgerufen hat.

Der Küh- oder auch Kuhtritt, zu den Braunwurzgewächsen oder Scrophulariaceen gehörig, ist ein naher Verwandter des Ehrenpreises, der Königskerze, des Löwenmauls und anderer Braunwurzgewächse. In seiner äußeren Tracht erinnert er jedoch eher an einen Lippenblütler, das sogenannte Pyrenäische Drachenmaul, *Horminum pyrenaicum*, welches ebenfalls in den Ostalpen auf ganz wenige Gegenden beschränkt ist und im Salzburgischen den bezeichnenden Namen „Krotenwampen“ — angeblich wegen der aufgeblasenen Blüten, wahrscheinlicher aber wegen seiner dem Boden engangeschmiegtten, runzligen Blätter — trägt.

Weitaus schöner und liebenswürdiger als der Name erscheint uns die stattliche, glänzend belaubte und prächtig blau (manchmal auch weiß) blühende Pflanze selbst; voll saftigen Lebens prangen ihre reichen Blütenähren inmitten

üppiger Blattrossetten, die meist dicht beisammen stehen und sich hauptsächlich durch Ausläufer vermehren, obgleich die Samenerzeugung so bedeutend und, wie Scharfetter beobachtete, ihr Same so keimkräftig ist, daß es wundernehmen muß, warum sie sich lediglich auf einem so winzigen Fleck Erde wie eben nur auf den erwähnten Gartnerkofelalmen vorfindet und sich nicht schon längst über die ganzen Karnischen Alpen (südlich des Gailtales) verbreitet hat. Diese Lebenskraft wird auch aus ihrem Vegetationsrhythmus ersichtlich, den Scharfetter, wie folgt, angibt: Blütezeit 1. Juli, Samenreife 15. August, Keimung 1. Oktober. Dabei stellt der Kuhtritt eine uralte, nämlich tertiäre Art dar, welche, wenn auch, wie Scharfetter annimmt, nicht in ihrem jetzigen Verbreitungsgebiet, ja nicht einmal in Kärnten, die ganze Eiszeit überdauert hat, natürlich nicht seit dem Oberkarbon (auf dessen Schichten sie gegenwärtig allein vorkommt).

Es sind also Kohlenschiefer und nicht unmittelbar Kalkböden, die sie bewohnt; doch auch jene nicht in ihrer ganzen Erstreckung, welcher Umstand neue Rätsel aufgibt, die die Lösung der Frage nach Herkunft und Isoliertheit unserer Art noch mehr erschweren. Weiter ist aber ebenso auffallend, daß ihre wenigen Standorte in Mitteleuropa sich durchwegs rund um den aus reinem Kalkgestein bestehenden Gartnerkofel (2198 m), und zwar nur in Höhenlagen zwischen 1480 und 1800 m, befinden, mit dessen Steinriesen (Kalkschutt) die Pflanze also vielfach in Berührung steht.

Von Scharfetter veranlaßte chemische Untersuchungen von Proben einiger ihrer Standortsböden ergaben einen nur ganz geringen Kalk- (und Magnesia-) gehalt; dies schließt aber nicht aus, daß unsere Pflanze auch auf verhältnismäßig schwach humosen Böden vorkommt, die von Kalkschutt (Schlerndolomit) seicht unterlagert sind. Ich fand sie auf der Kühwegerseite sowohl auf Böden, die mit Werfener Schiefer in naher Verbindung stehen, und zwar in Gesellschaft von *Trollius europaeus*, *Pedicularis elongata*, *Rhododendron hirsutum* und *ferrugineum*, *Wetterlärchen* und *-Fichten* sowie von *Legföhren*, als auch auf waldbestocktem, von *Rosa pendulina*, einem herrlich weiß blühenden *Lamium Orvala*, *Adenostyles albifrons* u. a. durchstickten, im ganzen aber armen Kalkgerölle (Kühweger Graben), dann aber wieder auch in dichten Beständen auf stark humosen Lehmböden, in flachen Mulden, wo sich der Schnee lange hält, mit der Legföhre, die ja auch längere Schneebedeckung nicht entbehren kann, unter und neben der rostrotten und behaarten Alpenrose, vom etwas heller blau blühenden *Alpenlattich*, *Cicerbita (Mulgedium) alpina* lebhaft überwuchert. Einen Unterschied in ihrer Frohwüchsigkeit konnte ich jedoch nicht wahrnehmen.

Von anderen Autoren werden ziemlich abweichende Elemente von *Wulfenia*-Begleitern angegeben; auch aus den Angaben Rohlenas, des Entdeckers der montenegrinischen Standorte, ist nicht zu entnehmen, inwiefern und ob überhaupt für *Wulfenia carinthiaca* eine charakteristische Florenassoziatio

wenn auch gewisse, auch dort vorkommende Bestandteile einer solchen auf-
fallen, wie etwa *Fichte*, *Tanne*, *Zwergwacholder*, *Heidelbeere*, *Echter Brand-
lattich* (*Homogyne alpina*). Leider wurden bisher die geologischen Unterlagen
des montenegrinischen Wulfenia-Vorkommens nicht genauer bekannt; Rohlena
hielt nur dafür, daß sich unter dem dortigen Humus paläozoische oder Trias-
kalkschiefer befänden, und Scharfetter hält diesen Umstand, falls er sich
bestätigen sollte, für ein wichtiges Glied zur Erklärung des so zerstückelten
Wulfeniavorkommens.

Wie verhalten sich nun diese beiden, so weit voneinander entfernten Heimats-
gebiete der Wulfenie in bezug auf ihre gegenseitige Priorität? Diese Frage läßt
sich an dieser Stelle wohl nicht eingehender besprechen, so interessant sie in
gleicher Weise sowohl für den Geologen wie für den Botaniker ist. Am wahr-
scheinlichsten erscheint mir die Annahme eines kontinentalen Zwischengliedes
zwischen dem Gartnerkofelstocke und etwa dem südlichen Dalmatien, welches
Verbindungsstück später abgesunken ist und dem Adriatischen Meere Platz
gemacht hat.

Auch die Frage, ob die Wulfenia sich erst nach der Eiszeit in Kärnten bzw.
auf ersterem Bergstock eingefunden oder sich hier aus dem Tertiär als Relikt
auf günstigen Standorten erhalten hat, wie trotz der erwiesenen (aber wohl nur
teilweisen) Vergletscherung des Naßfeldes denkbar wäre, kann hier nur mit
einigen kurzen Betrachtungen gestreift werden, zumal ein abschließendes Urteil
darüber wohl noch nicht möglich ist. Es erscheint mir immerhin näherliegend,
ein wenn auch ganz beschränktes eiszeitliches Reliktareale (Auernig- und Gar-
nitzenalpe?) vorauszusetzen, als eine postglaziale Einwanderung, die sich doch
sicherlich auf ein weit größeres Areal als das gegenwärtige hätte erstrecken
müssen.

Die Pflanze wäre dann von oben (aus etwa 1800 m ü. M.) nach unten (den
Bachläufen bzw. dem Waldrand entlang) und nicht umgekehrt gewandert, in
welch letzterem Falle sie unter anderem wohl doch auch vom allzu dicht ge-
schlossenen, nur von Schluchten durchrissenen Hochwald gehindert worden
wäre. Ähnliche Beispiele für aus dem Tertiär stammende Relikte, die während
der Eiszeit nur ganz beschränkte Zuflucht fanden, bietet uns im Gebiete der
Koralpe an der kärntner-steirischen Grenze das bereits von Gentner im Jahr-
buch 1930¹⁾ geschilderte, erst 1925 von Widder entdeckte *Doronicum catarac-
tarum*, die „Gießbach-Gemswurz“, ferner der Seltsame Steinbrech, *Saxifraga
paradoxa*, die sich beide nur dort und nur in feuchten Schluchten oder Wild-
gräben über die Eiszeit hinaus auf ganz beschränkten Einzelstandorten, fern
von ihren nächsten Verwandten oder Artgenossen, erhalten konnten.

Gewiß wird eine noch gründlichere biologisch-ökologische und besonders
pflanzensoziologische Erforschung des Wulfeniaproblems noch so manches Licht

¹⁾ Gentner G., Botanische Wanderungen in den östlichen Alpen. Jahrbuch des Vereins zum
Schutze der Alpenpflanzen 2. Band 1930.



Phot. Scharfetter 1909.

Wulfenia carinthiaca Jacq. Garnitzenalm.

in alle diese Fragen bringen können. Ich möchte hier nur noch erwähnen, daß viele mir aus eigener oder anderer Erfahrung bekannten gärtnerischen und Freilandkulturversuche mit *Wulfenia* diese als eine ziemlich anspruchslose, auch im Tiefland nicht schwer fortzubringende Höhenpflanze erscheinen lassen, wenn nur ihre Hauptlebensbedingungen: humoser Boden, halbschattiger Standort, Bodenfrische (entsprechend lange Schneelage im Gebirge), erfüllt sind. Der Kühtritt blüht z. B. im mittleren Stubachtal (Hohe Tauern) bei 1000 m ü. M., wo er vor 7 Jahren aus bei Essen a. R. gezogenen Samenpflanzen in versuchsweise Kultur genommen wurde, auf alter Kohlenmeilererde (schattiger Garten) alljährlich nicht nur üppig, er fruchtet auch regelmäßig und vermehrt sich vegetativ ganz ausgezeichnet. In das benachbarte Alpinum des Vereines Naturschutzpark Stuttgart versetzte Ableger blühten 1932 zweimal (Juni und Mitte August), das zweite Mal auffallend hellblau, was vielleicht der fast ausschließlichen Zusammensetzung des Bodens aus kalkfreiem Material (überwiegend Granit, dann steiniger Lehm) zuzuschreiben ist. Erstaunt war ich aber, als selbst zwischen den Spalten der Granitblöcke *Wulfeniapflänzchen* zum Vorschein kamen und sich bis zur Blüte entwickelten; freilich hatte der dorthin gelangte Samen zwei Jahre bis zum Erscheinen der Keimpflanzen gebraucht, während, wie schon oben erwähnt, frisch nach der Reife ausgesäter Same bereits im selben Herbst zu keimen vermag.

Vor sechs Jahren wurde *Wulfenia* auch im Kalkgebirge des Blühnbachtals (Nördliche Salzburger Kalkalpen) im Steinwildrevier von Krupp, zugleich mit *Alpenedelweiß* (beide in Essen erzogen!) in größeren Mengen ins Freie ausgepflanzt. Nach freundlichen Mitteilungen des Essener Gartendirektors Veerhoff entwickelten sich die auf magere Kalkböden verpflanzten *Wulfenien* zwar normal, jedoch nicht übermäßig stark, wenigstens nicht so üppig und farbenprächtig wie jene im Schachengarten bei Garmisch mit ihrem wunderbaren „Kornblumenblau“.

Bekanntlich blüht *Wulfenia* auch nicht gar selten rein weiß, so auch wild in ihrer Heimat. Veerhoff schreibt mir, sie werde in Gärten, um sie nicht etwa wieder in „blau“ zurückschlagen zu lassen, nicht durch Samen, sondern durch Teilung vermehrt. Nach seinen Beobachtungen bleibt sie, unabhängig von der Bodenart, konstant.

Bei all diesen günstigen Lebenseigenschaften kommt man unwillkürlich immer wieder zur Frage zurück, warum sich unsere Pflanze nicht schon in früheren Zeiten in ihrer Heimat ein größeres Verbreitungsareal zu erobern verstand. Ich kann mir hier einige nähere Betrachtungen hiezu nicht versagen.

Geht man von der vorhin vertretenen Ansicht aus, daß sie als äußerst beschränktes Tertiärrelikt zu beurteilen ist, das sich zufällig an einen besonders günstigen, vorliegendenfalls wärmsten (südlich exponierten) und zugleich höchsten Standort anzuklammern vermochte, wo ihr wenigstens die Eisfluten nichts anhaben konnten, so ist es begreiflich, daß sie von dort oben als von einem viel-

leicht einzigen Zufluchtswinkel aus, nach abwärts nicht so rasch sich verbreitet haben wird, als wenn sie — etwa zur wärmeren subborealen (Buchen-Tannen-Zeit der süddeutschen Moorbildung) oder zur atlantischen Zeit, also nacheiszeitlich — aus dem tiefen Tale heraufzu gekommen wäre. Im letzteren Falle hätte sie ja viel mehr Wander- und Ausbreitungswege zur Verfügung gehabt, — von dort oben aus aber vielleicht nur einen einzigen!

Bald nach der letzten Eiszeit kam nun der Mensch!

Die flachwelligen, weiten, sonnigen, warmen Böden des Naßfelds haben ihn, da sie wahrscheinlich stark bewaldet waren (Höhenlage durchschnittlich bloß 1600 m!), sicherlich bald zur „Urbarmachung“ für sein Weidevieh veranlaßt; waren es doch schon frühzeitig Volksstämme, die infolge ihrer extensiven Viehzucht waldfreundlich eingestellt erscheinen, wie die Illyrier (auch die Kärntner Wulfenie wird der illyrischen Flora zugezählt), die heutigen Friauler (in Tirol „Ladiner“ genannt), und später die wendischen Slawen, diese besonders im Reuten des Waldes als geschickt bekannt.

Gegenwärtig ist dieses weite Gebiet zwischen Gartner- und Trogkofel tief unter die normale obere Hochwaldgrenze hinab fast unbewaldet bzw. eine einzige Almfläche, in die der Hochwald von unten her nur zungenförmig weiter, nämlich bis nahe zum Naßfelder Sattel, d. i. bis etwa 1450 m ü. M. hinaufreicht, also längst nicht mehr bis zum höchstgelegenen und auch größten Wulfenia-Vorkommen des ganzen Gebietes, an der Nordost- und Ostseite des Garnitzenberges bei etwa 1800 m. Da der Kühtritt als Humuspflanze des oberen Hochwaldgürtels, der „Kampfzone“ des Hochwaldes, anzusehen ist, muß nämlich auch dieser Standort einstmals Hochwald getragen haben (vielleicht nicht nur oder nicht erst in der subborealen Zeit). Als dieser verschwand, mag soviel Waldhumus und dann Knieholz, auch Alpenrosengebüsch, zurückgeblieben sein, daß unsere Pflanze dort — bei genügender Schneelage — ausreichende Lebensbedingungen auch weiterhin vorfand. Bei ihrer Abwärtsverbreitung folgte sie dann dieser oberen Waldgrenze längs der Bachläufe, ohne ihre günstigen Standorte in der — nun alpinen — Stufe aufzugeben. Es würde dadurch auch der auffallende Umstand erklärlich, daß die disjunkten, kleinen Einzelstandorte von heute sich alle ausschließlich auf der Ostseite des vom Naßfeld nach Norden abfließenden Trögelbaches befinden, wo eben der Weidegang durch die stetigen Geröllablagerungen des Gartnerkofelmassivs immer stark behindert war und die Pflanze neben Felsblöcken, Latschen und Ericaceen dauernden Schutz finden konnte.

Es ist aber auch nicht unwahrscheinlich, daß sie vom Garnitzenberg, dem heutigen Schutzgebiet, an der Ostseite des Gartnerkofelstockes herum in ihr heute abgesondertes Kühweger Areal gelangt ist, ja noch weiter den Garnitzenbach entlang abwärts, wo sie nach allerdings nicht nachgeprüften Angaben noch bei 1000 m ü. M. gefunden worden sein soll.

Hierher kann sie aber schon vor der Haupteiszeit mit der oberen Waldgrenze gelangt sein, die damals, nach v. Beck um 600 m tiefer lag als die durchschnittliche heutige in den Julischen Alpen; in diesem Falle konnte sie sich spätestens subboreal wieder bis zu ihrem höchsten Standort im Kühwegergraben, d. i. bis zirka 1800 m — östlich der Kote 1998 der Generalstabskarte — hinaufgearbeitet haben.

Ich glaube nicht, mit diesen Annahmen gegenüber den von Scharfetter bzw. v. Beck gezogenen Schlüssen in einem unvereinbarlichen Widerspruch zu stehen, solange überhaupt an der Möglichkeit und sogar Tatsache von Eiszeitrelikten festgehalten wird. (Siehe hiezu R. Scharfetter in „Die südeuropäischen und pontischen Florenelemente in Kärnten“, 1908, und „Zur Lebensgeschichte der *Wulfenia carinthiaca*“, 1929 [in der Festschrift des Villacher Gymnasiums]).

Kehren wir nun nach dieser geschichtlichen Betrachtung wieder zu unserer Kühweger Alpe zurück, die am Nordfuß des berühmt gewordenen Gartnerkofels so malerisch-wild gelegen ist!

Zur Blütezeit, meist erste Hälfte Juli, wenn auch schon die behaarte Alpenrose, das verlängerte Läusekraut oder noch die Trollblume, die weiße Riesentaubnessel und der üppigstattliche Alpenlattich blühen, fügt sich der allerdings durchaus nicht allzu bescheidene Flor der Wulfenie mit seinem Tiefblau und Hellgrün in wunderbarer Harmonie in das Landschaftsbild ein, das noch von zerzausten Wetterfichten und -lärchen oder vom Fichtenhochwald allein ergänzt wird, umrahmt schließlich von den blendend weißen Kalksteinmauern und Schotterrungen des Gartnerkofels: kein Wunder, daß das Volk den Namen des letzteren von einem wirklichen Garten herleitet, wie auch jenen des berühmteren Rosengartens in den Tiroler Dolomiten!

Kein Wunder aber auch, wenn um diese Zeit alle Welt, nicht nur Fach-Botaniker, diesen seltsamen Erdenwinkel aufsuchen und — von der „blauen Blume“ angelockt — sich das Märchen ihrer unbegreiflichen Seltenheit an Ort und Stelle ansehen, deuten oder deuten lassen möchten, wobei es denn menschlich nur zu verständlich erscheint, wenn keiner von dort fortgeht, ohne sich eine oder mehrere Wulfeniablüten, nicht selten ganze Pflanzenstöcke als Andenken mitzunehmen. Man ist nicht ungestraft berühmt!

Wer aber auch nur ein paar Standorte dieses Tertiärreliktes kennt, ist nicht im Zweifel, daß es eine solche Schar von Feinden, die immer nur an sich selbst denken, auf die Dauer nicht abzuwehren vermag und eines schönen Tages ganz ausgerottet sein wird. Als Begleitpflanze des Kampfgürtels des Nadelwaldes ist es zugleich mit diesem früher einmal sicherlich hier herum viel verbreiteter gewesen, wenn auch geschichtliche Angaben fehlen oder ziemlich allgemein lauten (um 1860 war nach Jabornegg die Watschiger Alm noch mit Millionen Wulfenien lückenlos bedeckt und auch in einem Bericht von 1829 wird von „Millionen“ solcher Pflanzen auf der Kühweger Alm gesprochen). Gerade auf der Watschiger

Alm muß jedoch der Nadelwald vormals bedeutend höher hinaufgereicht haben als heute, wo sich der „Kühtritt“ nur an einigen kühlen Grabenrändern erhalten hat. Wie hier der Mensch — außer dem Almbewirtschafter wohl auch der schürfende Bergmann und nicht zuletzt (es ist leider nicht wegzuleugnen) auch unsere eigenen Vaterlandsverteidiger im Weltkriege — in die ursprünglichen Wulfenienbestände eingegriffen haben mag, ersieht man schon aus der Zerrissenheit ihres Verbreitungsgebietes: lauter kleine, wenn auch in sich geschlossene Inseln, wo Alpenrosenstauden, Mangel an Graswuchs oder der Hochwald selbst genügend Schutz gewährten gegen das Weidevieh und gegen Bodenaustrocknung.

Freilich gehört heute dieses am meisten bedrohte Naturdenkmal zu den gesetzlich geschützten Arten. Auch wurde von der Kärntner Landesregierung vor einigen Jahren ein etwa 7 Hektar großer Teil der Siebendorfgemeinschafts- und Garnitzenalm (unmittelbar an der italienischen Grenze) in wirtschaftlicher Hinsicht in Bann gelegt. Solange aber der Grundeigentümer selbst nichts zum Schutze der Wulfenie unternimmt, ja im Gegenteil ihre Austilgung als eines lästigen Unkrautes begünstigt, so lange kein Tourist noch Pflanzensammler durch örtlich angebrachte Verbotstafeln an regelloser Plünderung gehindert ist, werden auch alle Natur- und besonders Wulfenienfreunde deren Bestand immer mehr und mehr zusammenschrumpfen sehen müssen.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch des Vereins zum Schutze der Alpenpflanzen](#)

Jahr/Year: 1933

Band/Volume: [5_1933](#)

Autor(en)/Author(s): Podhorsky Jaro

Artikel/Article: [Die Kärntner Wulfenie. 38-44](#)